

(Nachdruck verboten.)

21)

Die Hansare.

Roman von Fritz Mauthner.

X.

Richard verbrachte die beiden Feiertage mit Besuchen und wiederholten Proben zum großen Quintett. Aber im Hintergrund aller Tätigkeit lauerte ein Gedanke, der ihn immer wieder überfiel, so oft er einen Augenblick allein war. Er wurde nicht frei, so lange das freche Bild Johannes auf der Welt war. Er mußte es vernichten, so oder so. In der Nacht vor der Probe-Aufführung seiner Oper hatte er die Kiste, ohne sie zu öffnen, verbrennen wollen. Er vermochte es nicht. Er redete sich ein, er dürfe ein Kunstwerk nicht zerstören.

Am Morgen des dritten Feiertags — er wollte sich für die Probe-Aufführung bei Leontine einen freien Kopf schaffen — faßte er einen raschen Entschluß. Er schrieb an Düsselhof, daß der Besitzer der „Sehnsucht“ mit dem Maler wegen eines Auftrags sofort zu sprechen wünsche. Gegen zwei Uhr ließ sich Düsselhof bei Richard Mettmann melden. Seltsam stach sein Landknechtstyp von der tadellosen, heute fast gedehnten Kleidung ab. Und unter der genialen Künstlerrolle blickten die kleinen Kaufmanns-Augen klüger als je hervor.

„Sie sind es also gewesen, der dem ruppigen Kerl meine „Sehnsucht“ abgekauft hat? Das A. . . hat fast die ganze Bunte eingesteckt. Na, Sie wollen wahrscheinlich zwei so'ne Mordstücker haben. Pendant nachbestellen? Leicht wird's nicht sein. Solche Modelle findet man nicht auf der Straße.“

Richard konnte sich nicht entschließen, sofort seinen Wunsch auszusprechen. Der Maler sollte weiter plaudern, vielleicht entschlippte ihm ein Wort über Johanna. Richard schämte sich seiner Rolle, aber er konnte die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen.

„Es muß wohl schwer sein, gute Modelle zu finden,“ sagte er zögernd. „Sie rauchen doch?“

„Solches Kraut sonst nicht, lieber Mettmann. Ja, die Modelle, das ist ein eckiges Kapitel! Die Luders, die auf dem Markt zu haben sind, haben keinen Zoll gesundes Fleisch und Gesicht wie die Meerschweine. Es geht uns Künstlern wie Euch jungen Herren. Wer was Apartes zum Anucken haben will, muß es mühselig selber aussuchen. Und dann! Fürs Gesicht und für die Arme ist zur Not noch einmal ein anständiges Frauenzimmer zu haben, aber wo sollen wir das übrige Fleisch hernehmen? Die Puppen thun ja, als wollten wir sie pieken. Und wenn sie es auch hergäben, es ist nichts. Es giebt keine schöne Brust mehr, in Europa gewiß nicht, in Berlin wenigstens nicht — den schönen Frauenleib hat nicht Gott geschaffen, sondern ein Maler.“

„Das ist wohl auch der Grund, weshalb Sie Ihre Figuren immer bekleiden?“

„Notdürftig, lieber Mettmann, notdürftig! Kleider bis an die Ohren hinauf will das Publikum nicht haben, und Balltoiletten, die zu viel und zu wenig zeigen, sind scheußlich. Ein Keimer wie sie hat am liebsten ein offenes Hemdchen, hinter dem er sich alles viel schöner denken kann, als er es verdient. Wo hängt oder steht meine Kleidererei eigentlich?“

Richard wurde verlegen.

„Sie haben mich nicht zu Worte kommen lassen,“ sagte er. „Ihr Bild liegt noch in der Kiste. Ich finde den Kopf entzündend, die Bekleidung jedoch nicht . . . nicht nach der Natur gemalt.“

Und Richard holte die Kiste unter dem Schreibtisch hervor. Düsselhof blinzelte ihm nach. Was war das? Dieser junge Mann nahm ein eigenartliches Interesse an dem Bilde. Unklar dümmerte es dem Maler auf, daß der alte Mettmann seine eignen Pläne verfolgt hatte, als er ihm so schlau das schöne Modell verschaffte. Das mußte Geld einbringen.

„Sie haben eine feine Nase,“ sagte er, während er die Kiste rasch aus Richards Händen nahm und mit einem bronzenen Aschenbecher, den er als Stenmeißen benutzte, den Deckel losbrach. „Die Dame, nach der dies Bild gemalt

wurde, ist selbstverständlich kein gewöhnliches Modell. Armer Adel, aber anständig. Das Hemd und das Korsett ist aus meiner Phantasie. Eine Sauererei! Nicht wahr, Sie wünschen ein gewöhnliches Hauskleid darüber gemalt?“

Düsselhof hatte das Bild hervorgehakt und kratzte mit den Fingernägeln ärgerlich an der roten und weißen Farbe herum. Ganz in der Tiefe seiner Seele freute sich etwas über den Auftrag Richards, aber vor allem mußte die Sache Geld einbringen.

Richard stand errötend vor dem Maler.

„Sie haben meinen Wunsch erraten“, sagte er stockend, „das Kleid muß ja nicht gleich bis an die Ohren reichen.“ Und mit plötzlich hervorbrechender Leidenschaft rief er: „Das Bild ist eine Beleidigung . . . Nein, Verzeihung, Herr Düsselhof, ich bitte Sie, übermalen Sie die Gewandung.“

Düsselhof nickte mit dem Kopf.

„Eine Sauererei, habe ich ja selbst gesagt. Hören Sie, lieber Mettmann, wollen Sie sich's noch tausend Mark kosten lassen, dieser armen jungen Dame ein Kleid zu schaffen, in welchem sie sich sehen lassen kann?“

Das Blut stieg Richard zu Kopf, als er rief:

„Gern! Ist das Geschäft abgemacht?“

„Abgemacht, Sie Verschwender,“ sagte Düsselhof, während er das Bild wieder in die Kiste legte und die abgebrochenen Teile des Deckels mit dem Aschenbecher zuhämmerte. „Das Geld wird schnell zu verdienen sein, das Modell steht mir jederzeit zur Verfügung. Sie hat gerade an, was ich brauchen kann: dunkelbraune Wolle mit blanken Knöpfen, es wird sich hier unten im Schatten gegen den Ton des Gesichts vorzüglich machen. Ich lasse die Kiste noch heute abholen.“

Als Richard allein war, überkam ihn ein beklemmendes Gefühl. Gewaltig hatte er sich von dem Zauber Johannes losgerissen um ihrer Schande willen. Und was war von dieser Schande noch übrig? War Johanna verantwortlich für die Nothe eines geldgierigen Malers?

„Armer Adel, aber anständig!“ hatte Düsselhof gesagt. Freilich auch: „das Modell steht mir jederzeit zur Verfügung.“

Als der alte Mettmann nach Hause kam, fand er seinen Sohn nicht in der erwünschten Stimmung. Er hatte es eilig. Bevor er sich wieder zurückzog, empfahl er dem Sohne Pünktlichkeit und übergab ihm einige Briefe unter der Chiffre L. R., die sich während der Feiertage in der Expedition angesammelt hatten. Vor dem Feste waren schon fünfzig Angebote eingelaufen und Richard hatte nicht ohne Behnnt in all das Geleid geblickt, das sich zur traurigen Arbeit des Notenschreibens meldete. Nun nahm er, fast gleichgültig durch seinen eignen Kunstmaler, die Nachzügler vor und öffnete ein Schreiben nach dem andren. Da meldete sich in trockenem Kanzleistil ein Schullehrer zur Arbeit, dort bittete eine alte Sängerin, deren Namen einst alle Welt gekannt hatte, um das Brot. Als er den dritten Brief öffnete, starren ihm die Buchstaben L. R. widerwärtig entgegen. Es war doch schamlos vom Vater gewesen, diese Chiffre zu wählen und schamlos von ihm, daß er nicht widersprochen hatte. Verstimmt schlug er das Blatt auseinander.

Plötzlich schrie er laut auf und schlug die Hände vors Gesicht.

Er hatte nur die Unterschrift gelesen.

Das Blatt enthielt wenige Zeilen.

„Ew. Wohlgeboren erlaube ich mir auf Ihre Annonce meine Dienste anzubieten. Für alle schriftlichen Arbeiten, auch für das Notenschreiben stehen mir gute Zeugnisse aus den letzten Jahren zur Seite. Ich habe zwar einige Stunden des Tags durch andre Arbeiten befehrt, werde mich aber bemühen, Ew. Wohlgeboren durch Sauberkeit und Schnelligkeit der Abschrift zufrieden zu stellen.“

Ergebenst

J. v. Havenow.

Berlin W., Neuenlebenstraße 23 a, 2 Treppen.“

Lange saß Richard in seinem Schmerz verfunken unbeweglich da. Dann sprang er plötzlich auf und schloß den Brief ängstlich in seinem Schreibtisch ein. Er war froh, daß er diese Zeilen nicht mehr zu sehen brauchte, die ihn anlagten, ihn und das Schicksal.

Doch ihn ungerecht! Das war die leidhaftige Not, die

ihn angerufen hatte, und von der Not der Geliebten hatte er nichts gewußt. Sein ganzer Zorn wandte sich gegen die Mutter und den Bruder der Unglücklichen, welche müßig gingen, während Johanna ihrer Hände Arbeit ausbot, sich für Schreiberdienste verdingte.

Mit widerstrebenden Gefühlen schritt er heftig in seiner Stube auf und nieder. Nun war ja das Unverständliche erklärt, nun war der sittliche Makel von ihr genommen. Warum stürzte er nicht zu ihr, warum faßte er nicht ihre Hände und rief: „Verzeih mir, Johanna, Dein Stolz und Dein Schweigen haben mich irre gemacht, ich habe den Verleumdungen geglaubt, aber nun ist alles wieder gut, wenn Du mir verzeihst! Klage mir Deine harte Not, erzähle mir, wie Du Dir Deine kleinen Füßchen wund gelaufen hast in der Sorge um das Brot Deiner Mutter, und ich will Deine Mutter zufrieden stellen und Dir selbst will ich einen Teppich von Rosenblättern unter die Füße legen.“

Auf und niederstürmend rief Richard einzelne Worte seines Selbstgesprächs laut hinaus. Er wollte sich überreden, daß er auf der Stelle zu Johanna eilen mußte. Wenn man ihn aber dort zur Antwort gab: „Johanna steht eben jetzt Modell bei diesem oder jenem Maler!“ . . . war es genügend, daß er sie loskaufte? Konnten ihre Augen noch so unschuldig sein wie einst, jetzt, wo sie täglich die kalten Blicke der Künstler auf sich gerichtet sah? War ihr jungfräulicher Leib noch rein, seitdem die Augen der alten und der jungen Maler jede Linie durchspäht hatten, wie die Seziersmesser der Studenten die Leichen der Anatomie? Und wenn sie heute noch die strengen Gewohnheiten der Erziehung festhielt und sich im Atelier nicht anskleidete wie jede Dirne, war es nicht auch schamlos, sich im Hemd und Korsett malen zu lassen, auch wenn man unnahbar daneben stand, mit dem ehrbaren Wollkleid angethan. Nein, nein und tausendmal nein! „Sie steht jeden Augenblick zur Verfügung!“ Richard empfand es doch als einen Raub an seinem Heiligtum. Da ließ sich nichts abmarkieren und nichts verwischen. Und Richard Mettmann, der Sohn eines ehrlichen Vaters, hatte nicht drei Jahre in England gelebt, um nach seiner Rückkehr das Leben an ein Malermodell zu hängen.

Aus ihm sprach ja auch nur das Mitleid. Aus ihrem Briefe hatte ihn ahnungslos die herbe Not angerufen und das Bild zum letztenmal emportausen lassen, bevor es für immer verkauft. Es war ja vorbei. Er hatte sie beinahe schon vergessen. Seine Jugendthorheit war Johanna gewesen — hatte er sich nicht so gesagt? Jetzt aber war dieses arme Mädchen verdrängt von der glänzenden Veontine. Ah, Richard war kein Gallante, der nach dem Geld des Weibes fragte, aber die Uppigkeit im Hause der schönen Witwe war doch nicht ohne Reiz. Von daher wird er niemals solche Herzstöße empfangen, wie eben jetzt durch den Brief der armen Johanna. Er konnte ja nichts dafür, daß er in der Aesthetik des Wohlstands unterrichtet war. Es mochten unter den Malermodellen Berlins gar viele brave Mädchen sein, die nur aus Not zu dem Gewerbe kamen, aber warum sollte gerade er eine Gallin wählen, die auf dem Markt gestanden hatte und die von den rohen Blicken der Maler entkleidet worden war.

Doch so viel Mühe Richard sich auch gab, Johanna ins Unrecht zu setzen, immer wieder erblickte er sie, sehnsuchtsvoll herüberstarend, von Sonnenstrahlen wie von einem Glorionschein umgeben, schon bekleidet mit dem einfachen Wollkleide, und er sah neben ihr, wie in der Ausstellung, die prächtige Kommerzrätin in ihren ausgeflügelten Gewändern, und Johanna siegte, mochte ihre Nebenbuhlerin noch so höhnisch mit den Lippen zuden.

Gegen sechs Uhr kam der Vater im Gesellschaftsanzug, um Richard zur Eile zu mahnen. Er mußte rasch die Kleider wechseln und mit dem Vater hinübergehen.

Der Alte glaubte die Aufregung, die Schweigsamkeit seines Sohnes zu begreifen. Die Liebe der reichen, schönen Frau und den Erfolg eines großen Werks sich an Einem Abende zu sichern, das konnte so einen jungen Mann schon wirbelig machen. Ihn selbst freilich hätte die doppelte Aufgabe nicht um den Verstand gebracht, wenn er so frisch und so hübsch gewesen wäre wie sein prächtiger Junge da. Er hätte die schöne reiche Frau und das ganze Bettelvolk von Musikanten mit fester Faust angepackt und sich nicht so viel in seiner Gemütsruhe stören lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Enttückung und Verhütung des Haarausfalls.

Die allergewöhnlichste Ursache des Haarausfalls ist die Ansteckung durch einen andern, der bereits an Haarschwund leidet. Das kann beim Friseur oder Barbier entstehen, aber auch durch Ansteckung in der Familie selbst. Gelegentlich des Haarschneidens und des Rasierens kommt, so schreibt Dr. Scherbel in der Wochenschrift „Haus, Hof und Garten“, das Handwerkszeug der Friseur- und Barbier- ohne Auswahl mit dem Haarboden und dem Haare gesunder und haartrinker Personen in Verührung. Je leichter der Haarbestand des einzelnen wird, um so häufiger besucht er zum Zweck der Haarpflege den Friseur, und setzt sich nicht allein selber den dort herrschenden ansteckenden Einflüssen immer wieder aus, sondern trägt auch seine eignen anfälligen Haare und Schuppen in das von allen und für alle gemeinsam benutzte Raumnzeug hinein. Dieses letztere aber ist von seinen Anhängeln kaum mehr ganz zu befreien. Wenn man bedenkt, welche Mühe es macht, die ärztlichen Instrumente von Krankheitskeimen frei zu halten, kann man sich eine Vorstellung machen, wie schwer es ist, Kämme und Bürsten, namentlich die großen, von einem Rade getriebenen, sogenannten mechanischen Bürsten, die Walzen usw. so gar zu desinfizieren. Deshalb sollte jeder nur seine eignen Kämme und Bürsten benutzen und auch diese nur in sorgfältig gereinigtem Zustande, und sollte dieselben auch von seinem Friseur gebrauchen lassen. Wer dies nicht thut, der beobachtet wenigstens die Vorsicht, bald nach dem Haarschneiden oder Rasieren eine gründliche Waschung mit Seife und mit einer ärztlich zu verordnenden Desinfektionsflüssigkeit folgen zu lassen. Die großen mechanischen Bürsten, die Walzen usw. lasse man in den Friseurstuben nicht an seinen Kopf heran. Die Barbier- und Friseur- aber sollten einer strengen Beaussichtigung dahin unterworfen werden, ob sie ihre Kämme, Bürsten, Rasiermesser usw. sorgfältig rein halten und nach dem Gebrauche desinfizieren. Das Publikum selber sollte eine scharfe Kontrolle ausüben und „verdächtige“ Barbier- und Friseurstuben ganz meiden.

Man gewöhne ferner die Kinder früh an ein sonderes Verfahren auch in Behandlung ihrer Kämme und Bürsten, und besonders möge eine Mutter, die mit schuppender Kahlheit befaßt ist, sich hüten, mit ihrem Kamme auch die Haare ihrer Kinder zu ordnen. Am besten reinigt man die Kämme durch Bürsten mit Seife, durch Waschen mit Salzwasser oder durch Einlegen in eine Desinfektionsflüssigkeit mit nachfolgender Abspülung. Jede „Gütergemeinschaft“ in den Familien in Bezug auf Kämme, Haarbürsten usw. ist zu verwerfen, und besonders gefährlich scheinen die Taschenbürsten zu sein, die sich oft schon äußerlich in einer sehr zweifelhaften Verfassung präsentieren und eine wahre Brutstätte von allerhand Pilzen darstellen.

Wir erwähnten vorhin die „schuppende Kahlheit“, und in der That sind die Kopfschuppen oder der Koppschimm eine der häufigsten Ursachen des Haarausfalls. Die Kopfschuppen entstehen durch eine zu starke Absonderung der in der Kopfhaut gelegenen Talgdrüsen. Diese „Talgdrüsen“ produzieren für gewöhnlich den jedem Haar nötigen Fettstoff, und der geringe Grad von fettigem Ueberzug, den jedes Haar besitzt, verschafft ihm den schönen Glanz, die Geschmeidigkeit und Frische. Sondern die Talgdrüsen aber zu stark ab, so ist dies „vom Uebel“. Es entstehen dann die genannten Kopfschuppen, oder es kann sich bei höheren Graden des krankhaften Prozesses der sogenannten Schmierfluß der Kopfhaut ausbilden, wobei die Kopfhaut und das Haar übermäßig fettig erscheinen. Als Begleiterscheinung kommt gewöhnlich ein ganz leichtes, kaum vernehmbares, an den Grenzen des Fühlbaren stehendes, aber oft auch recht unangenehmes Jucken in der Kopfhaut vor. Es ist dies immer ein Zeichen, das beachtet werden soll (auch wenn es im Parte sich bemerkbar macht) und das darauf hinweist, daß etwas in der Haarpflege nicht in Ordnung ist, oder daß der Haarboden und das Haar direkt erkrankt sind. Wenn manche Leute sagen, sie litten schon so viele Jahre an Schimmbildung, ohne daß es ihnen bisher geschadet, dann loben sie den Tag vor dem Abend.

Der Haarausfall selbst macht sich dabei erst allmählich bemerkbar und wird dann von manchen als ein naturgemäßes Vorkommnis aufgefaßt. Dies trifft jedoch nicht zu. Aus einem sorgfältig gehaltenen und gesunden Haarboden geht (abgesehen von dem physiologischen, regelmäßigen und periodischen Haarwechsel, wobei das „Lebensschwach“ gewordene Haar durch neues ersetzt wird — ein immerhin wenig auffallender Vorgang) kein einziges Haar aus, außer bei ungeschicktem Kämmen und Bürsten.

Die Kopfschuppenbildung und den Schmierfluß der Kopfhaut nebst dem daran sich anschließenden Haarausfall zu behandeln, ist Sache des Arztes. Es läßt sich in solchen Fällen keine „Schablonenmäßige“ Heilmethode angeben, denn jeder Fall will, je nach dem Alter des Patienten, seinem sonstigen Gesundheitszustande usw. besonders behandelt sein, zumal wenn sich, wie es ziemlich oft vorkommt, noch Pilzwucherung in der Kopfhaut, in der Haarwurzel und im Haare damit verbunden hat. Denn die Kopfschuppen bilden einen „fetten“ Nährboden für Entwicklung von Pilzen, welche im übrigen leicht durch Ansteckung von einem Haar aufs andre übertragen werden und, wenn sie erst einmal sich eingenistet haben, oft schwer zu beseitigen sind.

Darans ist also schon zu erkennen, daß es ein sicheres Mittel gegen Haarausfall nicht geben kann. Je nach den Ursachen müssen auch die Mittel verschieden sein. Oft sind es direkte Erkrankungen der Kopfhaut, wie Flechten, Pilzwucherungen, welche den Haar-

schwund bedingen, z. B. bei der „schrunden Flechte“, welche kreisrunde, kahle Stellen in Größe eines Thalers und darüber hervorruft, wobei die erkrankten wie „abgebrochenen“, glanzlosen Haare einzeln ausgezogen und pilzzerstörende Mittel angewendet werden müssen, während bei dem „fleckweisen Haarschwund“ die scheitelförmigen Stellen des Haarbodens oft weiß und glatt wie die Oberfläche einer Billardkugel sind.

Nun unterliegt es ja keinem Zweifel, daß Haarausfall auch vorkommt, ohne daß die Kopfhaut selber dabei irgend welche krankhaften Veränderungen zeigt. So tritt nach schweren Allgemeinleiden, z. B. Typhus, Diphtheritis, schwerer Influenza, hochgradigen Nervenleiden usw. oft starker Haarausfall ein.

Ferner ist darauf hinzuweisen, daß der Haarausfall in manchen Familien erblich ist, und daß in nicht wenigen Familien die Neigung zum vorzeitigen Haarschwund ebenso vorhanden ist, wie die Neigung frühzeitig grau zu werden.

Andererseits wirken oft auch nervöse Einflüsse mit, aufreibende Thätigkeit, unsolide Lebensweise, zu große Vorliebe für geistige (das heißt alkoholische) Genüsse, wenn auch oft der schwere Kampf ums Dasein und die übergroßen Anforderungen, die das Leben stellt, dabei in Betracht zu ziehen sind.

Ein andres Mittel, den Anfall des Haares zu verhüten, als eine von Kindheit an sorgsam geübte Haarpflege giebt es nicht. Wer sich von Jugend an sein Haar vernunftgemäß und nach den allgemeinen Vorschriften der Gesundheitslehre gepflegt hat (durch öfteres Waschen des Haarbodens und des Haars mit guter Seife, Sorge dafür, daß dem Haar Licht und Luft nicht fehlen, Vermeidung von Frisuren, bei denen das Haar zu sehr geknickt und gezerrt wird, Vermeidung übermäßiger Einseifung des Haars, Vermeidung starken Brennens des Haars usw.), wer ferner allen Erkrankungsursachen, namentlich den Ansteckungsgelegenheiten aus dem Wege geht, überhaupt mit seinem Haar so sauber und vorsichtig umgeht, wie er es mit seiner Haut thut oder thun soll, der kann sich seine Haarfülle ungehindert bis ins späte Alter bewahren.

Derjenige aber, dessen Haar anfällt oder sonstige krankhafte Erscheinungen zu zeigen beginnt (Ergrauen, Spaltung, Brüchigkeit, übermäßige Trockenheit usw.), möge ohne Säumen einen Arzt befragen. Möglichst frühzeitige Hilfe kann hier schwereren Schäden vorbeugen.

Namentlich verjäume man keine Zeit mit der Anwendung von „Haarwuchsmitteln“, die nach den Versicherungen einer geschäftigen Kellnerin Wunder der Haarerzeugung verrichten und selbst den kahlsten, hoffnungslosesten Schädel noch mit üppigem Haarwuchs bedecken „sollen“. Sie helfen in den wenigsten Fällen, ja verschlimmern oft das dem Haarausfall zu Grunde liegende Leiden; denn es giebt, wie schon oben bemerkt, ebenso wenig gegen Haarleiden ein „Universalmittel“ wie gegen andre Krankheiten des Menschen. —

Kleines Heuilleton.

ie. Die größten Elefantenzähne sind gegenwärtig in New York ausgestellt. Sie haben einem einzigen Tiere gehört und wiegen 225 bzw. 239 Pfund. Die Länge beträgt beim einen 10 Fuß und 3/4 Zoll, beim andern 10 Fuß und 3 1/2 Zoll, der Umfang 23 bzw. 21 1/2 Zoll. Es ist merkwürdig, daß ein Zahnpaar fast niemals gleich ist, sondern der eine ist beim ausgewachsenen Elefanten immer etwa 10 Pfund schwerer als der andre. Die beschriebenen Zähne müssen in der That von ganz ungewöhnlicher Größe sein, da sogar der durch seine umfassenden Reisen und mit Leidenschaft betriebenen Elefantenzugden berühmte Samuel Baker niemals solche von ähnlichen Mäßen gesehen hat. Die größten Zähne, die dieser beobachtet hat, wogen nur 188 bzw. 172 Pfund, und nach seinen Angaben wäre das Durchschnittsgewicht für ein paar Haue des afrikanischen Elefanten sogar nur 140 Pfund. Auffallend und gänzlich neu ist der Umstand, daß die Zähne des ausgestorbenen Mammut, das man sich doch stets als ein im Verlaufe zum heutigen Elefanten noch besonders riesenhaftes Tier vorstellt, ein geringeres Gewicht besitzen zu haben scheinen. Der mittlere Mammutzahn soll 7 bis 9 Fuß lang sein und 60 bis 80 Pfund wiegen, und einer der größten, wenn nicht überhaupt der größte Zahn dieses ausgestorbenen Tieres, der unlängst von Alaska nach den Vereinigten Staaten gebracht wurde, wog trotz der ungeheuren Länge von 12 Fuß 10 Zoll nur etwa 200 Pfund, also nicht unerheblich weniger als die jetzt in New York ausgestellten Elefantenzähne, weil der Umfang nur 22 1/2 Zoll betrug. Die Haue eines andren ausgestorbenen Ahnen des heutigen Elefantengeschlechts, des Mastodon, sind etwas kräftiger als die des Mammut, spizen sich aber schneller zu. Ein großer Mastodonzahn hat die Länge von 9 Fuß 4 Zoll und einen größten Umfang von 23 Zoll. Ein großes Lager fossiler Knochen ist jüngst bei dem Orte Stimmiswick im Staate Missouri entdeckt und durch eine Gesellschaft ausgebeutet worden, worin sich viele Knochen und Zähne des Mastodon nebst solchen vom Bison und andren Tieren gefunden haben. Ueberhaupt sind Reste des Mastodon in eiszeitlichen Ablagerungen Nordamerikas nicht selten. —

Lenaus Grab. Die Grabstätte des Dichters, dessen Todestag sich soeben zum 50. Male erneuert hat, wird von dem Wiener Journalisten- und Schriftstellerverein „Concordia“ sorgfältig gehütet und gepflegt.

Die „Concordia“ wurde im Jahre 1895 durch die Nichte Lenaus, Frau Katharina Rauch, geb. Schurz, darauf aufmerksam gemacht, daß das Grab Lenaus auf dem Friedhofe in Weidling am Bach der Vernichtung anheimzufallen drohe, da die Frist, für welche die Grabstätte erworben war, längst abgelaufen sei, und der Mangel die Friedhofsverwaltung zwingt, die alten Gräber für neue Grabstätten frei zu machen. Die „Concordia“ hat auf diese Mitteilung hin unverzüglich Verhandlungen mit dem Pfarramt Weidling am Bach eingeleitet und den von diesem Pfarramt geforderten Betrag erlegt, um das Grab Lenaus für alle Zeiten zu erhalten. Die genannte Nichte Lenaus hat mit einem Schreiben vom 10. Juli 1895 das Grab Lenaus „dem Schutz und der Pflege für jetzt und fernere Zeiten“ der „Concordia“ übergeben. Seither hat die „Concordia“ für die Erhaltung und Instandsetzung des Grabes fortgesetzt gesorgt, die Vesteilung des erforderlichen Blumenkranzes veranlaßt und alljährlich am Allerheilestage einen Kranz niedergelegt. Im heurigen Frühjahr wurde überdies auf Veranlassung der „Concordia“ das Grüstgitter restauriert und die Aufschrift neu verguldet und außerdem neuerlich Vorfrage für die Erhaltung des Grabes getroffen. Von einer Uebertragung der sterblichen Reste Lenaus auf den Centralfriedhof wurde Abstand genommen, weil Lenau selbst gewünscht hat, an der Stelle zu ruhen, wo er jetzt ruht.

— **Wartbinden,** die neueste Erfindung europäischer Kultur, hat es, wie dem „Globe“ geschrieben wird, schon im alten Japan gegeben. Wie man an einem im alten Museum für Völkerkunde zu Berlin befindlichen Exemplare sehen kann, sind diese ikubasi aus einem linealförmigen Stück Holz in der Weise ausgeschliffen, daß in dem mittleren Drittel desselben ein Zwischenraum vorhanden ist, groß genug, um den Schnurrbart darin unterzubringen. Die auf der nordjapanischen Insel Jesso wohnenden Ainos bewickeln diesen Barthalter hauptsächlich beim Essen, weil sie einen äußerst starken Bartwuchs aufzuweisen hatten. Dies erklärt sich übrigens aus dem Umstande, daß nach Ainobrauch der Mann seinen Bart, der das Privileg der Erwachsenen ist wie in China das der Greise, erst mit 50 Jahren stehen lassen darf. Darum ist die Bartbinde nötig und — es ist erreicht. —

Theater.

Lessing-Theater. Ein Zug edler Menschlichkeit ging gestern von der Direction aus, was bei dreißig Grad Hitze doppelt erquickend wirkte. Nicht etwa, daß Herr Neumann-Hofer dem täglich versammelten Publikum das Haus gar nicht erst aufgemacht hätte; aber er verschonte es doch wenigstens mit den Blumenhalsischen Unertlichkeiten und ließ, da nun einmal gespielt werden sollte, Augen-grubers „Pfarrer von Kirchfeld“ aufführen. Und zwar in durchweg guter, verständlich abgeklärter Darstellung, in die sich selbst die neuen, noch nicht recht fähigsten Mitglieder der Bühne zu schiden wählten. Einer dieser neuen war Herr Joseph Klein, der Darsteller der Titelrolle. Als solcher that Herr Klein, was nach Lage der Umstände für einen nicht mit der Siegesfeierlichkeit des Genies behafteten Mann das geschickteste sein möchte; in Sprache und Spiel wohl abgemessen, hätte er sich auch dort aus sich herauszugesehen, wo es angebracht gewesen wäre. Kurzum, Herr Klein spielte korrekt. Ob er mehr kann als dies, ob er ein wirklicher Künstler ist, das soll sich erst bei späterer Gelegenheit zeigen.

Wacht drohlig, wenn auch nicht gerade im Sinne Anzengrubers, war es, wie Fräulein Glücker der Herzinnigkeit des lieben Landmädels Anna einen guten Schuß bedenklich weitstädtischer Gefallsucht hinzuließ; namentlich zu Anfang wollte es uns scheinen, als ob nicht die verarmte Waise aus der Einöde, sondern ein etwas deliquientes Beamtenkinderchen im Hause des Pfarrers sein Geil versuchen wollte.

Wahrhaftig groß war Herr Connard als Wurzeltepp; ein prächtiges Kabinettsstück wußte Herr Pagary aus der Rolle des alten Pfarrers von St. Jakob zu machen. —00—

Hygienisches.

— **Zinngehalt der Konserven.** Sowohl Fleisch- als auch Gemüsekonserven greifen den Zinnüberzug der Innentwände ihrer Weichblechdosen an. Die Gemüse erhalten dadurch oft einen feinpulverigen schwarzen Beleg aus Schwefelzinn, der sie widerlich und unverträglich macht und schon zu vielen Streitfällen zwischen den Fabrikanten von Konserven und ihren Wächterlieferanten einerseits und ihren Kunden andererseits Anlaß gegeben hat; nach den von A. Bössing vor einigen Jahren angefertigten Ermittlungen gilt als Schädling in diesen Fällen der in vielen Früchten, z. B. Erbsen, enthaltene Schwefel, doch lasse sich die Entstehung von Schwefelzinn hintanhaltend, wenn man zu Konserven keine Aberreifen Gemüse verwende. Bei Fleischkonserven hat F. Wirtke, der eine größere Zahl von solchen, die 1—5 Jahre lang in Weichblechdosen aufbewahrt gewesen waren, auf ihren Zinngehalt untersucht und hierüber in der „Chemiker-Zeitung“ berichtet, nur in einem Falle einen dünnen, nicht abigabaren schwarzen Schwefelzinn-Beleg der Innenwand beobachtet; trotzdem wurden alle geprüften Fleischkonserven, und zwar, insoweit Fleisch und Brühe (nebst dem Hauptteil des Fettes gesondert untersucht wurden, beide Teile zinnhaltig gefunden. Bei 19 Proben wurde die Größe des Zinngehaltes quantitativ bestimmt und zu 0,0011—0,014 Proz. der Brühe und 0,0014—0,0325 des Fleisches (Rindfleisch, Goulasch, Filet) bestimmt. Auf Grund der ausgeführten Bestimmungen läßt sich

sagen, daß bei den in Weißblechbüchsen aufbewahrten Fleischkonserven mit der Dauer der Aufbewahrung im allgemeinen eine Zunahme im Zinngehalte stattfindet und daß hierbei das Fleisch verhältnismäßig etwa das Doppelte bis Dreifache von der in die Büchse eingehenden Menge von Zinn ansimmt.

Es galt nun aber auch, zu ermitteln, welche Art von Verbindung das die Konserven verunreinigende Zinn eingegangen sei. Zu diesem Zweck wurden die noch zur Verfügung stehenden Büchsen der Länge nach aufgeschnitten und deren Inhalt vorsichtig von den Wänden gelöst; es fanden sich da die Zinnensüßigkeiten der Büchsen fast ausschließlich an denjenigen Stellen angehängt, denen sich Fett angelagert hatte, während sich die mit Zinn in Berührung gewesenen Stellen blank zeigten. Bei den ältesten Konserven bedeckte die angehängten braunen Stellen ein weißer Belag, von dem die vorgenommene Reaktionen lehrten, daß er aus basischem Zinnchlorid bestehe. Demnach läßt sich annehmen, daß alles in den Konserven enthaltene Zinn sich mit Chlor verbunden hat und daß an der Einwanderung des Zinns das Kochsalz die Schuld trägt, das auf die Verzinnung der Büchsenwände einwirken konnte. Da jedoch die Prühe der Konserven immer erheblich zinnreicher befunden wurde als das Fleisch, obwohl sie, wie bei allen Fleischspeisen, salzreicher sein dürfte als dieses, darf man wohl vermuten, daß hier keine direkte Verbindung von Chlor und Zinn stattgefunden hat, sondern zunächst organische Zinnverbindungen entstehen, die sich darauf mit dem Kochsalz zu basischem Zinnchlorid und dem Natriumsalz der organischen Säuren umsetzen; hierfür dürfte auch der Umstand sprechen, daß die Amalgamierung der Zinnwände je nach der Art der angelagerten Konserventeile verschieden weit fortgeschritten gefunden wurde. Schließlich erübrigt noch die Frage, ob sich der Einwanderung von Zinn in die Konserven nicht entgegenwirken lasse. Lösung hat bei der oben erwähnten Gelegenheit in empfehlender Weise auf das Verfahren der niederländischen Regierung hingewiesen, die für die Weißblechbüchsen für den Bedarf ihrer Armee und Marine nötigen Gemüskonserven einen Zinnüberschuß der Zinnwände fordert; es fragt sich aber, ob ein solcher auch bei Fleischkonserven anwendbar wäre.

Meteorologisches.

ar. Zur Frage der „gestrengen Herren“, die alljährlich ihr Wesen treiben, macht Prof. W. G. Hellmann-Verlin in der „Meteorolog. Zeitschrift“ auf ein neues wichtiges Moment aufmerksam. Es ist bisher ganz übersehen worden, daß die Mehrzahl der Wetter- und Vannerregeln viele Jahrhunderte alt ist, und daß ihre Entstehung vor die gregorianische Kalenderreform zurückreicht. Infolgedessen haben alle Regeln, welche an bestimmte Kalenderheilige geknüpft sind, eine zeitliche Verschiebung erfahren, denn jene Reform bestand unter andern darin, daß man 10 Tage ausließ und vom 5. Oktober 1582 gleich zum 15. Oktober übergang. Der neue gregorianische Kalender war somit dem alten oder julianischen um 10 Tage voraus. Da nun auch die Kalenderheiligen den früheren Daten verblieben, so hatten die für sie geltenden Regeln natürlich ihre Bedeutung verloren. Das gilt auch von dem gestrengen Herrn Servatius, der damals noch nicht in Begleitung von Mamertus und Pancratius auftrat. Die durch den gregorianischen Kalender bewirkte Verschiebung des Eisheiligen um 10 Tage nach vorwärts wurde vom Landmann kaum störend bemerkt, denn auch am 3. Mai (alten Stils) war die Wahrscheinlichkeit für einen Kälteerückfall nicht geringer als am 13. Will man aber den alten Eisheiligen retten, so muß die moderne Untersuchung den Anfang des Mai in Betracht ziehen, während die Ergebnisse der reichen Arbeiten über die Tage des 11.—13. Mai dem alten Irbar (23. Mai) zu Gute kommen. Aus allen Wetterregeln in Bezug auf den Vollmond ist der einfache Schluß zu ziehen: Nach alter volkstümlicher Auffassung und Erfahrung muß man sich während des ganzen Monats Mai noch auf Frostwetter gefaßt machen.

Aus dem Gebiete der Chemie.

— **Kristallisierte Porzellan-glasuren.** Man be- gegnet seit einigen Jahren oft Porzellangegenständen, die sich nicht mit der einfachen oder mehrfachen Färbung ihrer Glasuren in Mustern oder einfarbigen Flächen genügen lassen, sondern die in der Glasur selbst eine häufig sehr wirkungsvolle Ungleichmäßigkeit aufweisen, indem in der sonst durchsichtigen Schicht große oder kleine, meist schuppens-, feders- oder flockenartig gruppierte Kristalle sichtbar sind. Diese am besten mit Eisblumen vergleichbare Glasur wird nach der „Technischen Rundschau“ in vorzüglicher Schönheit von der allberühmten Porzellanmanufaktur in Sevres ausgestellt, und wie man bisher glaubte, wurde sie hier auch erfunden. Wie aber „La Céramique“ mitteilt, sind auf Grund der Nachforschungen Vigols weder die matten noch die kristallisierten Glasuren neue Entdeckungen. Es existieren in den japanischen Sammlungen Stücke aus dem 17. Jahrhundert, welche lange goldene Nadeln aufweisen, und seit dem 12. Jahrhundert hat man in gewissen Provinzen Japans Glasuren hergestellt, welche in kleinen Nadeln kristallisieren. Daraus geht hervor, daß auch hierin die Japaner unsere Lehrmeister waren und daß die Erfindung längere Zeit zurückliegt, als man bisher anzunehmen pflegte. Weiter ist zu erwähnen, daß, wenn auch Sevres die Ackerfinderin der alten japanischen kristallisierten Glasuren war, die Glasuren doch eine wirkliche Verwertung im

großen zuerst durch die Kopenhagener Porzellanmanufaktur gefunden haben. Die ersten Versuche zur Herstellung von kristallisierten Glasuren in Sevres sind in den Jahren 1847 bis 1852 von Ebelmen vorgenommen worden. Diese Versuche wurden später von Lantth und Dutailly fortgesetzt, welche das Zinkoxyd benutzten, um ein kristallisieren der Glasuren zu bewerkstelligen. Da dieses Oxyd der Glasur nur wenig größere Schmelzbarkeit verleiht, konnten sehr basische Glasuren hergestellt werden, welche während des Abkühlens in ihrer Masse kleine Kristalle von Silikaten oder Oxyd bilden. Von großer Wichtigkeit ist es, daß die Glasur sehr langsam abkühlt. Die feinsten Kristalle wurden in einer Glasur aus folgender Mischung, bei 1350 Grad Celsius geschmolzen, gewonnen: Pegmatit 55,60, Sand 16,00, Kaolin 4,40, Kreide 12,00, Zinkoxyd 18,00. Element in Kopenhagen brannte erst eine strengflüssige Glasur und dann eine zweite aus Zinksilikat auf und zwar in vollständig oxydierendem Feuer. Ganz abgesehen davon, daß es schwer ist, eine gewisse Regelmäßigkeit und Gleichmäßigkeit auf eine große Fläche zu erzielen, werden sich die hier entstehenden Kristalle fast stets um gewisse Mittelpunkte gruppieren und in Form von mehr oder weniger großen Blättern aufstellen, die, unregelmäßig über dem Gefäßkörper zerstreut, nicht immer festeln. Im Gegensatz hierzu findet bei der Anwendung der kristallisierten Glasuren für kleinere Gefäße die Auscheidung der Kristalle in wesentlich anderer Weise statt und während wir es vorher mit großen, meist aufdringlich hervortretenden Blättern zu thun hatten, schießen nunmehr die Kristalle nach Art der fein gedickerten Sämeeflocken an und rufen eine ungleich zartere und vornehmere Wirkung hervor.

Humoristisches.

— Passendste Verwendung. „Was fangen Sie denn mit den vielen Nullen in Ihrem Offiziercorps an?“ fragte einmal eine Dame ihr vis-a-vis, einen englischen General. „Die hängen wir an die Verlustziffern der Boeren,“ bekannte der General freimütig. —
— Moh! „Jehas, Jehas! Jetzt malt der Mensch schon wieder mit dem teuren Kobaltblau. Ja, denkst denn Du gar net an Dei Familie?“ —
— Ach, so. Schriftsteller: Mein letztes Werk verkauft sich gut, das freut mich. Verleger: Ja, hauptsächlich auf den Bahnhöfen. Schriftsteller: Oh, ich bin glücklich. Verleger: Ja, aber man hat bemerkt, daß es nur von Reisenden gekauft wird, die den Schlafwagen benutzen wollen. („Jugend“.)

Notizen.

— Die Freie Volkshühne beginnt ihre Winterfaison mit Tolstoj's „Macht der Finsternis“. Die Dichtung wird vom 2. September ab an sieben hintereinander folgenden Sonntagen im Lessing-Theater unter der Leitung des Oberregisseurs Witte-Wild gespielt. Die Darsteller gehören dem Lessing-Theater an. Für die zweite Serie der Vorstellungen wird unter Leitung des Oberregisseurs Adolf Steinert Björnsens Schauspiel „Ueber unsre Kraft“, I. Teil, für die dritte Serie der II. Teil derselben Dichtung vorbereitet. —
— Ein Drama „Sturm“ von Friedrich Jakobson wurde im Deutschen Volkstheater in Wien beifällig aufgenommen. Das Stück behandelt einen Gefangenist. —
— Leopold Thurner, bisher Mitglied des „Schiller-Theaters“, wurde für die Secessionsbühne engagiert. —
— Im Thalia-Theater haben die Proben für die Eröffnungsvorstellung begonnen. Es soll eine Ausstattung vollig abgeben werden. Ausstattungsposen wirken im allgemeinen durch viel Fleisch und wenig Geist. —
— In der von der Sociéte des Etudes historiques in Paris herausgegebenen Sammlung kritischer Bibliographien ist soeben eine solche über Franz Schubert erschienen. Sie ist vom Archivar der Archives nationales, Herrn Dr. Henri de Curzon, verfaßt und giebt eine gute kritische Uebersicht über die verschiedenen Ausgaben der Werke Schuberts sowie über die wichtigsten Schriften, die den Komponisten behandeln. —
— Der Verlag der „Propaganda“, Berlin W., Köthenerstraße 41, eröffnet einen Wettbewerb für die besten Inserate. Die Beteiligung ist jedermann gestattet. —
— Aus Experimenten, die an der Universität Genua gemacht wurden, geht hervor, daß der Genuß von Zucker eine Erhöhung der Körpertemperatur hervorruft. —
— Dem französischen Fortinspektor Le Gall ist es gelungen, Holz zu schmelzen. Der neu entstehende Körper ähnelt etwa der Kohle und läßt sich in beliebige Formen pressen. —
— In einer Sitzung des elektrischen Kongresses in Paris hielt Direktor Pinter einen Vortrag über eine neue Verbesserung des Volta-Biragischen Schnell-Telegraphen, durch welche der Apparat mit Buchstaben schreibt. Der Vortrag erregte Sensation. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 26. August.